

Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung“.

Nr. 9.

Posen, den 4. März.

1883.

Der Theaterkandidat.

Novelle von L. Tschirnau.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Er setzte sich in den Lehnstuhl an seinem Schreibtische und versank in finstere Gedanken.

Seit Wochen schon hatte er dem heutigen Tage mit heißer Sehnsucht entgegengesehen, nun brachte ihm dieser nämliche Tag Angst und Qual statt des erhofften Glücks.

Er sah sich scheu in dem dürftig ausgestatteten Zimmer um; hier hatte ihm jener Mann, dessen Anwesenheit ihn heut so sehr erschreckt hatte, als erbitterter Feind gegenübergestanden.

„Sie sollen mir diese Stunde büßen“, hatte er ihm damals zugerufen.

Er hatte die Drohung im Laufe der Jahre fast vergessen, seit der letzten Stunden stand sie ihm wieder mit grauenhafter Deutlichkeit vor der Seele.

Fast fünf Jahre waren seitdem vergangen.

Damals war, wie die Aerzte es längst prophezeit hatten, Gräfin Ella einem organischen Leiden erlegen. Sie war nicht eigentlich krank gewesen, nur hingewelt, nach und nach, und zuletzt schmerzlos eingeschlafen.

Bärtliche Liebe hatte ihre letzten Tage verschönt.

Der Kandidat, der als hochangesehener Lehrer am Pensionate wirkte, verbrachte den größten Theil seiner freien Zeit in ihrem Krankenzimmer, Toni, die sonst so Bewegliche, wich kaum von ihrem Lager, und die Vorsteherin der Anstalt, eine edle, hochherzige Frau, wachte wie eine zweite Mutter über das Kind, das ihr theuer war.

Es schnitt der edlen Frau durch's Herz, daß der letzte heiße Wunsch der Kranken unerfüllt blieb.

„Wenn ich nur meinen Vater noch einmal sehen könnte, meinen lieben, theuren Vater“, pflegte Ella oft in den letzten Wochen zu sagen.

Die Vorsteherin schrieb Briefe über Briefe, aber der Graf kam nicht.

Er war auf einem Jagdausfluge in Schottland; ehe die Nachrichten ihn trafen, war sein Kind bereits todt und begraben.

Einige Wochen später kam er dann nach P., um der Vorsteherin selbst seinen Dank auszusprechen, für ihre treue Pflege und wußte die gute Dame durch seine Liebenswürdigkeit so für sich zu gewinnen, daß sie des leisen Grolles vergaß, den sie gegen ihn gehegt hatte.

Als er ging, traf er im Korridor der Anstalt ein schönes Mädchen, deren dunkle, strahlende Augen ihm bekannt erschienen.

„Ah“, sagte er staunend, „ist das nicht Fräulein Toni, die kleine kriegerische Nachbarin?“

Sie verbeugte sich kurz und um ihren schwellenden Mund erschien auch jetzt wieder der trotzig abweisende Zug, der ihn früher so oft amüßirt hatte.

„Ein trauriges Wiedersehen“, sagte er und reichte ihr die Hand.

Sie legte die Fingerspitzen hinein, um sie sofort wieder zurückzuziehen, ihre leuchtenden Augen wurden durch Thränen verbunkelt.

Der Graf frug einiges über die letzten Tage seiner Tochter, und Toni gab ihm kurzen Bescheid.

Dann lenkte er ab von dem trüben Gespräche.

„Und wie ist's mit Ihrer Zukunft, Toni? Was wollen Sie werden?“

„Schauspielerin“, war die schnelle Antwort.

„Ah, kein schlechter Gedanke“, erwiderte der Graf, und seine Augen glitten bewundernd über das reizende Mädchen. „Doch zu einer tüchtigen Ausbildung in diesem Fache gehört Geld.“

„Das habe ich.“

„So, so. Und woher?“

„Von der seeligen Frau Gräfin.“

Er schüttelte lächelnd den Kopf.

„Armes Kind“, sagte er, „diese tausend Thaler? Wohin sollten die reichen? Nein, nein, ich werde Ihnen beistehen, wollen Sie es mir gestatten?“

Sie nickte mit strahlendem Gesicht.

Der Graf erbat Urlaub für die Gespielin seiner verstorbenen Tochter und schritt mit dem Mädchen, dessen Schönheit ihn ebenso anzog, wie ihr eigenartiges Wesen, der Wohnung des Kandidaten zu.

Diese lag jetzt in einem belebteren Stadttheile und hatte durchaus nicht mehr das dürftige Aussehen von einst.

Wie immer, wenn er nicht durch seine Lehrstunden oder den abendlichen Gang zum Theater davon abgehalten wurde, saß der alte Herr über seinen Büchern, er schrieb eifrig, denn einen großen Theil seines Einkommens erwarb er durch schriftstellerische Arbeiten.

Unter vielen Knixen und Verbeugungen hatte Frau Winter draußen im Entree versichert, daß es dem Kandidaten die größte Freude und Ehre sein werde, den Herren Grafen zu empfangen, aber es schien durchaus nicht, als habe sie die Wahrheit gesagt.

Der Gelehrte sprang auf, als er in der Thüröffnung den Grafen neben seinem Pflegekinde erblickte, er trat mit verbüstem Gesicht einen Schritt zurück, und seine Hand ballte sich auf der Tischplatte.

Der Graf bemerkte den seltsamen Empfang.

„Ich scheine zu stören“, sagte er in vornehm kühlem Tone, der berechnet war, zu imponiren, hier aber, diesem sonst so schüchternen Manne gegenüber, seine Wirkung gänzlich verfehlte.“

„Nein, Herr Graf“, erwiderte er nicht minder kühl. — „Geh hinaus zu Frau Winter, Toni, Du bist hier überflüssig.“

Toni verschwand ohne Widerrede, obgleich sonst schneller Gehorsam nicht eben zu ihren Tugenden gehörte.

So befehlshaberisch hatte der nachsichtige Oheim noch nie mit ihr gesprochen.

Mit einer kurzen, wenig zuvorkommenden Handbewegung wies der Kandidat nach einem Korbsessel, er selbst blieb vor dem Gaste stehen.

Der Graf zog es vor, der Einladung nicht Folge zu leisten.

„Ich komme in Angelegenheiten ihrer Pflegetochter zu Ihnen“, sagte er.

„Ich weiß, Herr Graf, das heißt, ich ahnte es.“

„Meine Frau hat sich lebhaft für das Mädchen interessirt“, fuhr der Graf nach einer kleinen Pause fort, „sie hat ihr eine glänzende Erziehung geben lassen und sie auch mit einer kleinen Summe ausgestattet, die allenfalls hinreichen würde, ihr die

Baufbahn einer Erzieherin oder Gesellschafterin zu eröffnen. Für die Ausbildung zu dem Berufe, den Toni gewählt hat und für den sie durch die Natur prädestinirt scheint, genügt indeß diese Summe bei Weitem nicht. Sie sehen das ein“.

„Zawohl, Herr Graf“.

„Ah, das wollte ich nur wissen, dann . . .“

„Sie mißverstehen mich, Herr Graf“, unterbrach ihn der Kandidat ruhig. „Ich sehe ein, daß die verfügbaren Mittel ungenügend sind, aber ich werde ausreichende schaffen“.

„Und wodurch, Herr?“

„Durch meines Geistes Arbeit, Herr Graf, durch Sparen und Darben, wenn es sein muß“.

Der Graf strich sich langsam über den wohlgepflegten Bart, um ein Lächeln des Spottes zu verbergen.

„Ich will Ihnen ein bequemeres Mittel sagen“, erwiderte er, „überlassen Sie mir die fernere Sorge für das Kind, ich stehe Ihnen dafür, daß Sie glänzende Karriere machen wird. Nun, was meinen Sie dazu?“

„Ich werde es nie zugeben“.

„Wie?“

„Niemals. Ich bin der Pflieger und Beschützer des Kindes, ich allein werde für sie sorgen“.

„Wenn ich Ihnen aber sage . . .“

„Sagen Sie nichts, Herr Graf, es wäre umsonst. Nie würde ich Toni's Schicksal in Ihre Hände legen. Lieber würde ich das Kind tot zu meinen Füßen oder bettelnd in den Straßen sehen“.

„Herr —“ dem Grafen versagte die Stimme, erst nach einer Pause konnte er hinzufügen — „was erkühnen Sie sich?“

Er trat dicht vor den Alten hin, es sah aus, als wolle er sich auf ihn stürzen. Der Kandidat wich nicht von seinem Blase, sein Auge begegnete furchtlos dem zornigen Blicke seines Gegners. „Sie sind mir körperlich überlegen“, sagte er kalt, „wollen Sie das geltend machen?“

Der Graf trat zurück.

„Antwort will ich“, stieß er hervor, „was giebt Ihnen das Recht zu solcher Sprache?“

Der Kandidat wandte sich seitwärts zu dem Schreibtische. Er nahm aus einem der Schubfächer ein Blatt und reichte es dem Grafen mit spitzen Fingern, als fürchte er sich, unversehends dessen Hand zu berühren. Der Graf riß das Blatt an sich, er schlug es auseinander, und ein plötzliches Beben ging durch seine mächtige Gestalt.

Er ballte das Papier krampfhaft zusammen.

„Was soll dieses Blatt beweisen“, sagte er mit einem Versuche, seine Kaltblütigkeit zu bewahren.

„Daß Sie der Mörder Ihrer Gattin sind, Herr Graf, der Mörder des besten, edelsten Geschöpfes, das je die Erde trug“.

„Wie kam der Brief in Ihre Hand?“

„Ich war bei der Katastrophe gegenwärtig“.

Beide schwiegen. Der Graf rang nach Fassung. Endlich schritt er der Thüre zu, aber er kehrte nochmals um.

„Sie sollen mir diese Stunde büßen“, raunte er dem Kandidaten zu, dann ging er.

Hochaufathmend schaute der Kandidat ihm nach, er war überzeugt, daß er den Verhafteten heut zum letzten Male gesehen habe.

Eine neue Energie kam von diesem Tage ab über den alten Mann, er arbeitete tief in die Nächte hinein, um die Summe zu mehren, die er schon für die künstlerische Ausbildung seines Lieblings aufgespart hatte.

Wenn ihm die Kräfte ausgingen, wenn seine Gesundheit unter der Last der Arbeit litt, dann dachte er an das glänzende Loos, das er seinem Kinde bereiten wollte, und der willenskräftige Geist gewann wieder die Herrschaft über den gebrechlichen Körper.

Wochte doch die Maschine zu Grunde gehen, wenn ihre Dienste nicht mehr nöthig waren, nur so lange sollte sie halten, bis das Ziel erreicht war.

Und er setzte es durch.

Er brachte Toni nach Berlin in die Familie eines höheren Beamten. Zwar mußte er dort eine bedeutende Pension zahlen, aber er wußte dafür auch sein Kind in guten Händen, er wußte,

daß sie in der feingebildeten Frau des Hauses eine mütterliche Freundin und Beschützerin finden werde.

Die Trennung von Toni fiel ihm unendlich schwer, aber sie ließ sich nicht umgehen, denn die norddeutsche Mittelstadt, in der er lebte, bot wenig Gelegenheit zur Ausbildung eines schauspielerischen Talentes, und er selbst konnte vorläufig an eine Uebersiedelung nach Berlin nicht denken. Alle Verbindungen, denen er seinen Erwerb verdankte, fesselten ihn hier, er hätte durch eine Uebersiedelung seine Existenz und mit ihr die Toni's auf's Spiel gesetzt.

Einige arbeitsvolle Jahre vergingen, in denen er Toni nur ein Mal wieder sah — als sie an einem der größeren Theater Berlins zum ersten Male auftrat.

Der Abend vergalt ihm reichlich all sein Ringen und Kämpfen.

Er entschied über Toni's Schicksal.

Die berühmten Worte Cäsar's wären mit einer geringen Veränderung auf die junge Debutantin anzuwenden gewesen:

„Sie kam, man sah, sie siegte“.

Sie war mit einem Schläge der gefeierte Liebling des Publikums geworden.

Gestern noch arm und unbekannt, erwarb ihr der eine glückliche Abend einen berühmten Namen und eine beneidenswerthe Stellung; sie wurde sofort mit einem glänzenden Jahres-einkommen engagirt. Ihre blendende Schönheit, verbunden mit der Leidenschaftlichkeit ihres Spiels und der Fülle eines melodiosen, weichen und doch ausgiebigen Organs rissen hin und machten ein kühles Urtheil von vorn herein unmöglich.

Zwar wollten einige Kritiker wissen, daß ihr noch viel zur großen Künstlerin fehle, aber sie drangen nicht durch. Toni hatte die Stimme des Publikums für sich, und die ist in solchen Dingen allemal die entscheidende. Man stritt sich um die Billets, wenn sie auftrat, und ihre Photographien waren in allen Kunsthandlungen Berlins zu finden.

Seit jenem Entscheidungsabende waren einige Monate vergangen, der Kandidat traf schon seine Vorbereitungen zur gänzlichen Uebersiedelung nach Berlin, da kam ein Brief Toni's mit der Glücksbotschaft, daß ihr die Anwesenheit einer Gästin zu einem einwöchentlichen Urlaube verholpen habe, und daß sie diesen zu einer Gastspielreise nach H. benützen werde.

Der Kandidat war seit der Ankunft jenes Briefes in einem wahren Begeisterungsstieber „ganz unzurechnungsfähig“, wie Frau Winter ihm täglich versicherte.

Die Freude der alten Dame über den Besuch ihres Pfliegerkindes war nicht ganz ungetrübt, sie empfand es als persönliche Beleidigung, daß Toni im ersten Hotel der Stadt wohnen wollte statt bei den Ihren.

„Ist dem Prinzesschen unsere hübsche, stattliche Wohnung nicht gut genug?“ fragte sie piquirt.

Bergebens setzte der Kandidat ihr auseinander, daß Toni als gefeierte Künstlerin zu einer gewissen Repräsentation verpflichtet sei.

Er richtete damit nichts aus.

„Ach was, Künstlerin“ sagte sie ärgerlich, „ich wünschte, sie wäre was Gescheuteres geworden“.

Damit ging sie hinaus und schlug nach althergebrachter Weise die Thüre hinter sich zu, daß die Fenster klirrten.

In Frau Winter's Meinung nahmen Schauspieler, Seiltänzer und Kunstreiter genau denselben Rang ein, und es war ihr steter Kummer, daß ihre hübsche, kluge Toni „nichts Ordentliches“ geworden sei.

Sie war übrigens viel zu gutmüthig, um ihren Groll wegen der verschmähten Gastfreundschaft lange bewahren zu können, und in den letzten Tagen vor der Ankunft der sehnsüchtig Erwarteten war sie kaum minder aufgereggt, als der Kandidat selbst.

Nun war der ersehnte Abend da und er hatte bittere Enttäuschung gebracht statt der erhofften Freude.

Mit erneutem Groll gegen Toni und auch gegen den verblendeten Kandidaten hatte Frau Winter ihr Lager aufgesucht, und der alte Herr saß einsam und unglücklich in seinem düsteren Zimmer. Es überkam ihn eine heiße Angst, wenn er an den Blick dachte, mit dem Toni den Grafen begrüßt, an das Lächeln, mit dem sie seinen Worten gelauscht hatte.

Er verwünschte den Grafen, er verwünschte sich selbst und seine Feigheit, die ihn abgehalten hatte, zwischen die Beiden zu treten. Er kannte den Grafen, er traute ihm keinen Funken Ehre zu, er wußte, daß jedes der zärtlichen Worte, die er in Toni's lauschendes Ohr flüsterte, Verderben bedeute und dennoch hatte er ihn nicht hinweggedrängt von ihrer Seite, dennoch hatte er sein armes Kind nicht vor den Ränken des Glenden gewarnt. Psui über den Feigling! Konnte er nicht heut noch zu ihr hinein? Er sah nach der Uhr. In zehn Minuten halb elf, nein, für heut war's zu spät.

Aber morgen wollte er den Glenden entlarven, sie würde sich mit Abscheu von ihm wenden, wenn sie erst Alles wußte.

Dieses unselige „morgen“, es war eine Ewigkeit bis dahin. Langsam, mit Schneckenang schritt die Nacht dem Schlaflosen hin, er hörte die Schwarzwälderuhr drinnen im Wohnzimmer Mitternacht schlagen, eins — zwei — drei — erst, als die Dunkelheit allmählig in fahle Dämmerung überging, erlöste tiefer, traumloser Schlaf den Uebermüdeten.

Es war spät am anderen Morgen, als er erwachte. Schnell fuhr er aus dem Bett in die Kleider.

„Ist Botschaft von Toni da?“ war seine erste Frage an Frau Winter.

„Noch nicht.“
Er trank hastig seinen Kaffee, dann griff er nach Hut und Stod.

„Sie wollen schon fort?“ fragte Frau Winter.
„Natürlich. Zu Toni.“

„Aber doch nicht ohne Shawl bei der Kälte.“ Sie lief eilig in's Wohnzimmer, aber als sie mit dem Shawl zurückkam, war der Kandidat schon fort.

„Er holt sich den Tod um des Mädchens Willens“, dachte sie. „Und sie verdient's nicht, mag er sagen, was er will, sie verdient's nicht, sie hat kein Herz für uns.“

Der Kandidat war inzwischen schon in die eiskalte Winterluft hinausgetreten.

Ihn fror nicht, im Gegentheil, sein Gesicht glühte wie im Fieber.

An der Straßenecke hielt ihn ein Dienstmann an. Der alte Herr war nicht umsonst eine Stadtberühmtheit, die halbe Bevölkerung kannte ihn.

„Ein Brief für Sie, Herr Kandidat“, sagte der Mann.
„Der Kandidat riß ihm das Schreiben aus der Hand.“

Er trat in den nächsten Hausflur und öffnete mit zitternden Fingern das duftende Billet.

„Besten Dankel“, schrieb Toni, „gestern Abend müssen wir uns verhehlt haben und ich war zu todtmüde, um Euch noch aufsuchen zu können. Auch am heutigen Morgen bleibt mir keine Minute Zeit dazu. In spätestens einer Stunde erwarte ich den Direktor, ich muß ihn empfangen, ebenso den Regisseur,

mit dem ich noch mancherlei zu besprechen habe. Dann kommt die Probe, die schwerlich vor 1 Uhr beendet ist. Am besten ist's, Herzensonkel, Du besuchst mich heut Nachmittag zwischen vier und fünf Uhr, um diese Zeit werde ich mich frei machen, und Dir ungestört viel, unendlich viel erzählen können. Morgen soll mich dann nichts abhalten, bei Euch zu diniren und alle Schelte der guten Frau Winter über mich ergehen zu lassen.“

Enttäuscht lehrte der Kandidat nach Hause zurück, diese Stunden des Harrens waren eine neue Qual für ihn.

„Nun, Herr Kandidat, schon zurück?“
Mit diesen Worten kam ihm Frau Winter entgegen.

„Und wann kommt Toni?“
Der alte Herr wurde roth vor Verlegenheit.

„Ich habe soeben einen Brief von ihr erhalten“, sagte er. „Sie kommt nicht, wenigstens heut nicht, ich werde zu ihr gehen.“

Frau Winter meinte, ihren Ohren nicht trauen zu dürfen.

„Ah, das ist denn doch zu stark“, sagte sie mit einem tiefem Athemzuge. „Das rücksichtslose Mädchen bestellt Sie zu sich wie einen Diener. Und Sie gehen auch, Sie, der Vater zu dem Kinde, daß er aus dem Staube der Straße aufgenommen hat, um es zu dem zu machen, was es jetzt ist.“

Der alte Herr winkte der Erregten ängstlich und abwehrend.

„Nicht hier im Entree“, bat er, „kommen Sie hinein, ich werde Ihnen Alles erklären, und Sie werden bald begreifen, daß es nicht anders sein kann.“

„Nichts werde ich begreifen“, rief die Bornige drinnen, „als daß Sie ein Narr sind, ein ausbündiger Narr, der sich von einer lieblosen, undankbaren Person am Gängelbände führen läßt.“

Der Kandidat hob gebieterisch den Arm.
„Sprechen Sie nicht weiter“, rief er, jetzt auch im heftigsten Borne, „ich verbiete es Ihnen, ich will es nicht hören.“

„Nein leider, Sie wollen es nicht hören, weil Sie mit Blindheit geschlagen sind, weil Sie nicht einsehen, daß Sie ihre Liebe wegwerfen an ein Geschöpf, das sie nicht verdient.“

Der Kandidat hörte die letzten Worte nicht mehr, er war in sein Zimmer gegangen und hatte die Thür hinter sich verriegelt.

In Wohnzimmer drinnen sank Frau Winter auf's Sopha und weinte heiße Thränen, die ersten seit ihres Mannes Tode. In der rauhen ungefügen Hülle barg sie ein liebevolles Frauenherz, und dieses Herz hing mit all' seiner Kraft an dem alten, einsamen Manne dort drinnen.

Das Leid, das er erfuhr, die Schmach, die ihm angethan wurde, waren ihr bitter, als habe sie selbst sie erfahren.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pferdehandel.

Aus der Franzosenzeit.

Die Szene spielt in Berlin, im Jahre 1810.

Fritz, der hoffnungsvolle Sohn und Zögling eines ehrsamem Schuhmachers, hatte von seinem Vater sechs Dreier empfangen, um eine Flasche Weißbier zu holen. Sein Weg führte ihn über den Opernplatz, der zu der Zeit noch ein wüster Sandplatz war. Hier hielten die Franzosen, die damals in Berlin lagen, fast täglich und so auch heut Auktion von ausrangirten Dienst- und Beutepferden ab, die sich meistens in einem so jämmerlichen Zustande befanden, daß sie zu jedem ferneren Gebrauche längst untauglich waren.

Als Fritz vorüber kam, wurde eben ein abgetriebenes Kosakenpferd von der elendesten Beschaffenheit vorgeführt, und er konnte sich bei dem Anblicke des Kleppers in kindischem Uebermuth nicht enthalten, mitzubieten. „Eine braune Fuchskute! wer bietet?“ „Sechs Dreier!“ rief Fritz. — „Hast Du auch Geld?“ fragte ihn einer der deutschsprechenden Beisther der Versteigerungs-Kommission, und als er übermüthig sein Geld gezeigt, nahm er ihn sammt demselben in Verwahrung und führte ihn in den Halbkreis der Bietenden, der sich um den Tisch des Auktionators gebildet hatte, wo sich Fritz von anderen

Bürschchen seines Alters mit neidischen Augen bewundern ließ. Schade nur, dachte er, daß keiner seiner Bekannten vorüberging, der ihn im Kreise der Männer sehen konnte.

„Sechs Dreier zum ersten!“ rief der Auktionator, und stolz hob sich das Herz des Schusterjungen. — „Sechs Dreier zum zweiten!“ — Als aber Niemand bot, und der Auktionator wiederholte: „Sechs Dreier zum zweiten!“ da stand sein Herz stille; es wurde ihm etwas bänglich zu Muth. Kein Gebot wurde gethan außer dem seinigen und als der verhängnißvolle Ruf: „Sechs Dreier zum dritten!“ erscholl, da sank sein Muth auf den tiefsten Grad unter Null. Endlich wurde sein Schicksal besiegelt, das entscheidende „zuge schlagen!“ ertönte; Fritz war der glücklich-unglückliche Besitzer eines Pferdes. Die Kupfermünzen wurden ihm abgenommen, der verwiterte Rest eines Zaumes wurde ihm in die Hand gegeben, und sein lautes Geheul begleitete die Vollziehung der Uebergabe, worauf er mit seinem Pferde fortgejagt wurde. Die Umstehenden lachten ab seines unermesslichen Zaumers. Sein Pferd allein sah aus, als ob es mit ihm fühlte.

Erst als er etwa hundert Schritt entfernt an der Behren-

straße stillstand, den Klepper an der Hand, die leere Bierflasche unterm Arm, kam Fritz so weit zur Besinnung, daß er das volle Bewußtsein seiner kritischen Lage erlangte. Ohne Bier und ohne die sechs Dreier nach Hause kommen — welche Folgen! Ein Pferd nach Hause mitbringen — noch schlimmer! Nein unmöglich! — „Na, die Hiebe!“ war alles was er denken konnte. Reichlich flossen seine Thränen.

Inzwischen waren die Schulstunden abgelaufen. Eine Anzahl Schüler kam vorüber, endlich auch ein paar Jungen von Fritzens Bekanntschaft.

„Warum weinst Du denn, Fritz?“ fragte der eine; der andere: „Wem gehört denn das Pferd?“

„Weil ich ein Pferd gekauft habe. Das Pferd ist mein.“ Jubelnder Zuruf war die Antwort seiner jugendlichen Freunde.

„Fritz, laß mich einmal reiten, einmal die Behrenstraße hinauf und herunter; ich gebe Dir einen Sechser.“ „Ich gebe Dir auch einen, wenn Du mich auch einmal reiten läßt“, sagte der andere. Angenommen, und während die beiden die Behrenstraße auf und ab ritten, war auch ein dritter Schulbube angekommen, der gern einmal reiten wollte, was ihm Fritz gegen

Erlegung eines dritten Sechser gern erlaubte. So hatte er denn schon seine sechs Dreier wieder, und seine größte Sorge war gehoben. Aber — das Pferd! — nach Hause bringen durfte er es einmal nicht.

Indessen waren noch einige ihm unbekannte Jungen, mit und ohne Schulmappen, hinzugekommen und sahen jenen zu. Bald fragten ihn noch zwei von diesen, ob sie einmal reiten dürften; natürlich: „wenn Du mir einen Sechser gibst“. So hatte Fritz einen Silbergroßen Gewinn in der Tasche, allerdings mit schweren Sorgen verdient, und der vierte Reiter trachtete die Behrenstraße auf und ab. Als aber der fünfte glücklich zu Pferde saß, wartete Fritz nur so lange, bis er eine Strecke fortgeritten war; dann aber lief er, so rasch ihn seine Beine trugen, ohne sich umzusehen, davon. Er hat sich auch bis heute nie darum gekümmert, was aus dem Reiter oder seinem Pferde geworden; mochte der für seinen Sechser sehen, was er damit anfing.

Sein Vater erfuhr die Geschichte erst nach ein paar Tagen, als er durchaus wissen wollte, wo Fritz den Großen her hatte; da aber hat er es gnädig beim mündlichen Verfahren bewenden lassen.

E. v. Mare.



Russische Kroninsignien. Der Tag der Krönung des russischen Kaiserpaars rückt näher und näher. Bereits sind die Kroninsignien in der Brillantkammer des Winterpalastes hervorgeholt worden, um in Stand gesetzt zu werden. Die Krone wird auf mehr als 1,100,000 Rubel geschätzt und besteht in symbolischer Weise aus zwei Hälften, das west- und das östliche Reich charakterisirend, zwischen denen sich auf einem Hügel das auf einem birnförmigen Rubin befestigte, aus fünf großen Diamanten bestehende Kreuz erhebt. Dieses wundervolle Werk wurde von Katharina II. gleich nach ihrer Thronbesteigung bei dem Hof-Juwelier Jeremias Pauzié, einem Genfer, bestellt. Pauzié erhielt alle Krondiamanten zu seiner Disposition und arbeitete Tag und Nacht, um mit seiner Arbeit für die Krönung der Kaiserin fertig zu werden. Mit Ausnahme des erwähnten Rubins besteht die Krone nur aus Diamanten und vierundfünfzig großen untadelhaften Zahnpelren. Noch werthvoller ist das Szepter, welches Kaiser Paul für seine Krönung (am 5. April 1797) herstellen ließ. Es ist mit dem wunderbaren Diamanten geschmückt, welcher unter den Namen „Sasarew“ und „Orlow“ bekannt ist, über welchen so viele Sagen verbreitet sind. Er soll mit dem berühmten „Kohinoor“ der englischen Krone die Augen des goldenen Löwen vor dem Throne des Großmoguls zu Delhi gebildet haben, wanderte als ein Stück Glas oder Topas von einer Hand in die andere, bis ihn ein armenischer Kaufmann, Namens Sasarew, erwarb, der ihn mit Lebensgefahr nach Petersburg brachte und ihn der Kaiserin Katharina II. anbot. Die Kaiserin fand den damals noch rohen Edelstein zu theuer und Sasarew brachte seinen Schatz nach Amsterdam, dem Centrum des Diamantenhandels. Dort erstand ihn Graf Alexei Orlow für 450,000 Rubel, ließ ihn schleifen und legte ihn sodann der Kaiserin zu Füßen. Zugleich erwirkte er für Sasarew einen Adelsbrief und eine Rente von 2000 Rubel. Der „Orlow“ wiegt 193½ Karat, also 8½ Karat mehr als der „Kohinoor“. Beim Schliff verlor er 9½ Karat. Er ist von einem wunderbaren Wasser und wurde im Jahre 1865 auf 2,399,410 Rubel taxirt. Jetzt ist er nach dem geringen Werth des Papierrubels gegen 3 Millionen werth. Auf dem „Orlow“ steht ein zierlich emailirter Doppeladler. Das im Ganzen 81 Centimeter hohe Szepter diente auch bei der Krönung des Kaisers Nicolai zu Warschau, bei welcher Gelegenheit ein anderer Doppeladler mit dem polnischen Wappen auf der Brust aufgeschraubt war. Auch der Reichsapfel wurde für die Krönung des Kaisers Paul angefertigt. Er ist von Gold mit einem Gürtel von drei Reihen Brillanten umgeben, in deren Mitte ein schöner mandelförmiger Diamant angebracht ist. Ein ähnliches Band bildet den Kamm, auf welchem ein großer Saphir das aus Diamanten bestehende Kreuz trägt. Die Krone der Kaiserin ist bedeutend kleiner, als die des Kaisers, aber von derselben Form und besteht nur aus Diamanten. Im Ganzen beträgt der Werth der Kron-Diamanten gegen 12 Millionen Rubel.

Der Doppelthron zur Krönung wird bekanntlich diesmal in Moskau angefertigt, und zwar zum großen Zorn der Moskowiten, von einem deutschen Tischlermeister, Wunderlich mit Namen. Dieser monumentale Thron wird im altrussischen Styl nach den Zeichnungen des Generals Filimonow ausgeführt. Eine Menge Säulen, Thürme und Nischen erscheinen zu einem altmodischen, aber pittoresken Ganzen verbunden. Doppeladler mit mächtigen Flügeln sind auf den Säulen angebracht. In den Nischen, 56 an der Zahl, befinden sich die Wappen der 56 russischen Gouvernements. Der ganze Thronbau hat eine Höhe von beiläufig zehn Meter.

Das in früheren Zeiten bei Krönungen gebräuchliche Ceremonieell war folgendes: Die Bischöfe von Moskau und Nowgorod begannen die Ceremonie, indem sie das heilige Banner Rußlands und die Fahne der Lieben Frau von Kiew einsegneten. Das Banner wurde mit geweihtem Wasser besprengt, der Kaiser schwenkte es dreimal und gab es dann dem Primas wieder zurück. Nun kniete der Kaiser nieder und man legte ihm den mit Silber und Hermelin geschmückten kaiserlichen Mantel um die Schultern. Nun wurde ihm der Degen Johann's III. und das

Szepter gereicht, das er in die rechte Hand nahm, und das kaiserliche Diadem auf's Haupt gesetzt. Die Kaiserin kniete nieder vor ihrem Gemahl, der das Diadem abnahm und es ihr einen Augenblick in's Haar drückte. Eine andere, weit kleinere Krone wurde von den Hofdamen dann auf dem Haupte der Kaiserin befestigt, welche sie dann auch mit einem gleichen Mantel, wie den Kaiser schmückte. Während dessen wurde beständig gebetet, und die Priester und ein Chor von dreihundert Männern sangen geistliche Lieder. Dann schritt man zu dem wichtigsten Theil der ganzen Ceremonie, zu der Salbung mit dem heiligen Del. Der Bischof von Moskau nahm die silberne Schale mit dem heiligen Del, in welchem angeblich ein Stückchen der wahrhaftigen Dornenkrone schwamm. Mit einem kleinen goldenen Palmzweig tauchte er in das Del und berührte damit die Stirn des Czaren, seine Augenbrauen, seine Ohren, seine Lippen und die Daumen seiner Hände. Darauf warf sich der ganze Klerus dem Czaren zu Füßen, das Tebeum wurde angestimmt und die Jubelrufe des Volkes beendigten die Ceremonie.

Der nasse Fleck. Es war im Jahre 1859 nach der stattgehabten Mobilmachung. Der Bürgermeister in Deutsch-Wartenberg bei Grünberg verwalte eine Begräbniskasse mit bedeutendem Vermögen. Mehrere Jahre hatte eine eingehende Revision der Kasse nicht stattgefunden. Jetzt befürchtete man, das Vermögen der Kasse könnte bei ausbrechendem Kriege in die Hände der Feinde fallen. Man ordnete eine Generalversammlung an, die Kasse sollte revidirt und dann beschlossen werden, auf welche Weise das Geld am sichersten aufzubewahren sei. Der Tag der Generalversammlung kam; Personen waren genug anwesend, was aber fehlte, war — das Geld. „Aber, Herr Bürgermeister“, erscholl es gleichzeitig ängstlich von den Lippen vieler Anwesenden, „wo ist das Vermögen der Kasse?“ — Ruhig und gelassen antwortete der Herr Bürgermeister: „Seien Sie ruhig, meine Herren! keinen Pfennig werden die Feinde finden! Sehen Sie hier diesen nassen Fleck in der Wand? (und deutete dabei auf einen solchen mit seinem Finger), hier, hinter diesem nassen Fleck ist das ganze Vermögen der Kasse eingemauert. Ich that dies, sobald die erste Nachricht von den politischen Unruhen hierher gelangte.“ „Gott sei Dank!“ kam es jetzt von den Lippen vieler Anwesenden; andere lobten laut die Vorsicht des Herrn Bürgermeisters, daß er so klüglig gethan, wie der Haushalter im Evangelium. Man ging heim, der Bürgermeister aber — ging fort; er hatte richtig kalkulirt. Nicht alle in der Generalversammlung Anwesenden hatten hinter dem nassen Fleck das Kassenvermögen vermuthet; man schritt bald zur Untersuchung des nassen Fleckes und siehe da, der Bürgermeister hatte insofern Recht: „Keinen Pfennig werden die Feinde von unserem Kassenvermögen finden!“ denn weder bares Geld noch Werthpapiere waren hinter dem nassen Fleck eingemauert. Der Herr Bürgermeister hatte zwar einen großen Vorprung gewonnen, aber über den großen nassen Fleck — das Meer — zu kommen, war ihm nicht möglich geworden. Die Nemesis ereilte ihn zuvor.

Viele Tausende von den Knollen jener Hyazinthen, die durch ihre Blütenpracht und durch ihren Duft uns erfreuen, werden jährlich, nachdem die Blume verwelkt, achtlos fortgeworfen und fallen der Bewesung anheim, obgleich ihre Kraft noch lange nicht erloschen ist, sie vielmehr bei passender Aufbeahrung schon nach zwei Jahren wieder die herrlichsten Blüten treiben können. Ein großes Kapital, das ohne Mühe die schönsten Früchte zu tragen vermöchte, geht auf diese Weise alljährlich für immer verloren. Dieses Kapital möglichst zu retten und der öffentlichen Wohlthätigkeit nutzbar zu machen, hat sich nunmehr das in Berlin, Potsdamerstraße 119, belegene Gohnerhaus, bekanntlich eine mildthätige Stiftung, zur Aufgabe gestellt. Es fordert alle die, denen es vergönnt ist, Fenster und Blumentische mit blühenden Hyazinthen zu schmücken, auf, die Knollen nicht mehr bei Seite zu werfen, sondern sie dem Gohnerhause zu senden, damit sie in dem dortigen Garten konservirt und im Interesse der Anstalt verwerthet werden können.